

Feministisch-
theologische
Zeitschrift
Februar 2007
23. Jahrgang

FEMIA



Burn on



Ich liebe es, das Feuer im Kachelofen zu hören, wenn es so richtig heftig brennt und laut schlägt wie eine Lokomotive. Mit diesem starken Feuer wird eine Wärme produziert, die noch viele Stunden in den Kacheln ist und wärmt, wenn das Feuer längst erloschen ist.

Angelehnt an die wärmenden Kacheln entsteht die Illusion, es könnte warm sein ohne Feuer.

Es entsteht die Illusion, es gäbe Bewegungsfreiheit von Frauen, es gäbe eine Beteiligung an den gesellschaftlich, politisch und kulturell relevanten Entscheidungen, es gäbe Gestaltungsmöglichkeiten für Frauen in jedem von ihnen gewollten Bereich, ein unbehindertes, sogar beachtetes und geschätztes Engagement wo immer sie möchten, in der Kunst, in der Wirtschaft, in der Politik, in Beruf und Familie, in den Gewändern der Religion, das alles gäbe es, so ist die Illusion, ohne das Feuer des Feminismus.

In den letzten Monaten und Jahren wurde immer mal wieder behauptet, feministisches Denken und Handeln sei überholt; als Argument wurden und werden die jüngeren Frauen angeführt, die nichts mit Feminismus zu tun haben wollen. Überall aber, wo vertieft über die Frage nachgedacht wird, welche Chancen Frauen heute haben, in welchen Situationen sie entscheiden müssen, zum Beispiel in der Kinderfrage, wird festgestellt, dass es mit ihrer Freiheit nicht so gut bestellt, bzw. sie immer noch oft in sehr unbefriedigende Strukturen und Verhältnisse einwilligen müssen. Das ist bei uns im Westen so und das ist, in ganz anderen und oft dramatischen Ausprägungen, an sehr vielen Orten so. Das Feuer des Feminismus ist nicht obsolet geworden.

Burn on, so heisst die erste FAMA im Jahr 2007. Die verschiedenen Beiträge fachen das feministische Feuer an, nicht ohne zu zeigen, dass sehr viel differenzierte Sorgfalt, ein genaues Aufbauen von zuerst ganz kleinen Spänen und Hölzern nötig ist, damit Feuer entstehen kann. Was für das feministische Denken und Handeln und für die feministische Theologie im Allgemeinen gilt, gilt im Besonderen auch für die FAMA-Redaktion. Wir begrüßen die Leserinnen und Leser als ein erneuertes Team, mit einem leicht veränderten Layout und voller Tatkraft und Ideen. Wir hoffen, dass Sie uns gerne treu bleiben oder es noch werden. Burn on! ■

BRENNENDE WORTE

Moni Egger

Ein Volk steht an der Grenze. Nach jahrelangem Weg durch die Wüste kommt Land in Sicht. Verheissenes Land. Der Weg hierhin war von Feuer gezeichnet: Ganz am Anfang der brennende Busch, Flammenlodern, Gotteslodern, das hartnäckig den Mose erfasst. Die lange Liebesgeschichte Gottes mit seinem Volk beginnt in den Flammen des Feuers. Brennend wie die Flammen ist auch diese Geschichte. Dann auf dem Weg, dem langen, durch die Wüste, geht nachts hohes Feuer voraus. Gott geht ihrem Volk im Feuer voran.

FEUERWORTE

In der Wüste ein brennender Berg. Eine Stimme aus dem Feuer verkündet die Weisung, durch deren Beachtung das Volk mit Gott verbündet ist. Daran erinnert Mose vor seinem Tod: *«Der Berg aber brannte im Feuer bis ins Herz des Himmels. Finsternis, Gewölk und Dunkel. Und Gott redete zu euch mitten aus dem Feuer.»* (Dtn 4,11-12). Der Berg steht in himmelhohem Feuer. Und aus der Mitte des Feuers klingt Gottes Stimme, überbringt die Nachricht des Bundes und setzt so einen Anfang in der Beziehung zwischen Gott und ihrem Volk. Brennende Worte aus dem brennenden Berg. Das Volk darf sie nicht vergessen, es muss das Feuer der Überlieferung hüten und die Glut weitergeben, von Generation zu Generation: *«Nur hüte dich und hüte dein Leben sorgsam. Vergiss nicht die Worte, die deine Augen gesehen haben. Sie sollen in allen Tagen deines Lebens aus deinem Herz und Sinn nicht verschwinden. Lehre sie deinen Kindern und deren Kindern!»* (Dtn 4,9). Gott ist nicht gleichgültig, sie lässt sich auf diese Beziehung ein, ist mit Feuer

und Flamme dabei: *«Denn JHWH, dein Gott, ist ein verzehrendes Feuer, eine eifersüchtige Gottheit!»* (Dtn 4,24).

GRENZWORTE

Vor seinem Tod hält Mose dem Volk eine buchfüllend lange letzte Rede. Die Weisung Gottes soll noch einmal erinnert, eingeschärft, eingebrannt werden. Dann stirbt Mose. Mit seinem Tod geht nicht nur die lange Wüstenzeit zu Ende, sondern auch die Zeit der unmittelbaren Weisungen. Die Schulung ist vorbei, jetzt folgt die Zeit der Anwendung. Mose stirbt vor der Grenze und mit ihm bleibt auch die Vision des gerechten Lebens vor dem Jordan.¹ Bleibt dort als Glut erhalten. Mit seinem Tod wird Mose zum massgebenden Ausserhalb, zum nicht Antastbaren, zum bleibenden Spiegel – nicht Mose als Mensch und Mann, sondern als Figuration der Tora. Es ist nun die Aufgabe der Prophetinnen und Propheten – im Pentateuch verkörpert durch die Prophetin Mirjam – dem Volk Israel diesen Spiegel wieder und wieder vorzuhalten. Die Anordnung des hebräischen Kanons selber macht dies schon deutlich: Die Tora endet an der Grenze, mit dem Buch Josua beginnen die Bücher der Prophetie. Im Andenken an Mirjam lebt das ständige Korrektiv zur Umsetzung der Weisung. Denn kein Mann und keine Institution und auch kein Kanon der Welt darf die Tora für sich in Anspruch nehmen. «Israels Gott bewahrt den prophetischen Charakter der Tora, den Mirjam verkörpert, indem er Mose und Aaron den Zutritt zum gelobten Land verweigert. Die Verknüpfung von Wahrheit und Macht wird untrennbar. Die Tora bleibt ein Zeugnis

der Sehnsucht nach menschenwürdigem Leben, das den Platz der gestorbenen Prophetin auf Erden freihält.»² Die Aktualisierung der Weisung in jedes Heute ist die Sache der Prophetinnen und Propheten. So soll die Glut stets neu zu leuchtenden Flammen entfacht werden, damit die Weisung Gottes zum hellen Feuer wird, das auf dem Zion den Völkern leuchtet.

ÜBER DEN JORDAN

Vierzig lange Jahre in der Wüste, vierzig Jahre unter der Führung von Mose dem Feuer nach. Und jetzt? Mose ist tot. Das Volk? Burn out? Nein, nicht jetzt. Oft und oft in den langen Wüstenjahren stand das Volk nahe am Burnout, oft und oft hat es Mut und Kraft verloren, oft und oft wollte es der Feuersäule nicht weiter folgen, ja, sogar als es schon einmal hier stand, das Gesicht dem Land zugewandt. Jetzt aber, jetzt ist die Zeit da. Die Flamme der Verheissung wird weitergetragen, die Glut erlöscht nicht. Das Volk wagt den Weg über die Grenze. Es wagt, die in der Wüste gewonnene Lehre nun ins Land zu tragen und ihre Umsetzung anzugehen. Die ganzen biblischen Bücher nach dem Pentateuch erzählen von den Schwierigkeiten dieser Versuche. Wieder und wieder muss an die Erfahrung des Gottesfeuers in der Wüste erinnert werden. Wieder und wieder schüren Prophetinnen das Feuer, vermitteln Propheten die brennenden Worte Gottes, erinnern daran, dass diese Umsetzung keine Belanglosigkeit ist, sondern dass es in ihr um Leben oder Nicht-Leben geht. Wort und Sache Gottes sind nicht harmlos, wer sie verdreht und missachtet riskiert, von ihnen selbst verbrannt zu



werden. «Darum: Dies sagt JHWH, Gott Zebaoth: Weil ihr dieses Wort gesprochen habt, siehe, darum mache ich mein Wort in deinem Mund zu Feuer und dieses Volk zu Holz, das davon verzehrt wird» (Jer 5,14).

AUF DEM ZION EIN LICHT

Es ist eine lange Geschichte einer leidenschaftlichen Beziehung zwischen Gott und Volk, ein ständiges und immer wiederkehrendes Ringen umeinander, getragen und gedrängt und gefährdet von der Glut der Weisung. Bei allem Ringen, Versagen, Verzagen leuchtet immer wieder auch die Hoffnung. In fernen Tagen, die im Heute schon beginnen, wird Zion der höchste der Berge sein und von dort wird Gottes Weisung als Licht ausgehen. Das vorbildliche Leben des Gottesvolkes in Recht und Gerechtigkeit wird den an-

deren Völkern leuchten und sie werden in Scharen zum Zion ziehen (vgl. Jes 2,1-5//Mi 4,1-5). Bis dahin ist die Glut immer wieder gefährdet. Aber immer wieder wird Gott Menschen senden, die das Feuer hüten und weitergeben. Menschen im Dienst ihres Gottes – einzelne, aber auch das Gottesvolk als Ganzes – von denen Gott sagt: «Schaut, diesen Menschen in meinem Dienst. An dieser Person halte ich fest, sie habe ich erwählt, an ihr habe ich Gefallen gefunden. Ich habe meine Geistkraft auf sie gegeben, Recht soll sie zu den Völkern hinausbringen. Sie schreit nicht, sie ruft nicht laut, sie lässt ihre Stimme draußen nicht hören. Das geknickte Rohr zerbricht sie nicht, und den glimmenden Docht löscht sie nicht aus, zuverlässig bringt sie das Recht hinaus. Sie wird nicht verlöschen und nicht zerbrechen, bis Recht auf der Erde gesprochen wird.» (Jes 42,1-4).³ ■

1 Zu diesen Gedanken und dem Zusammenhang von Tora und Prophetie und ihrer Verkörperung durch Mose und Mirjam, vgl. bei Klara Butting, Prophetinnen gefragt. Die Bedeutung der Prophetinnen im Kanon aus Tora und Prophetie, Wittingen 2001.

2 Klara Butting (s. Anm. 1) 77.

3 Übersetzung von Mathias Millard und Beate Schmidtgen, Die Bibel in gerechter Sprache, Gütersloh 2006.

Moni Egger ist FAMA-Redaktorin, Theologin, Wissenschaftliche Assistentin für Exegese des Alten Testaments an der theologischen Fakultät der Universität Luzern.

FEMINISMUS IN ZEITEN DER EMANZIPATION

Antje Schrupp

Es ist inzwischen schon 15 Jahre her, dass die US-amerikanische Feministin Susan Faludi in ihrem Buch «Backlash. Die Männer schlagen zurück» auf einen Trend hingewiesen hat, der dazu neigt, die Siege der Frauenbewegung in eine Niederlage umzuinterpretieren: Hat die Emanzipation die Frauen nicht unglücklicher gemacht, indem sie ihnen die Bürde der doppelten Verantwortung auftrug? Hat sie Frauen nicht dazu gedrängt, männlichen Idealen nachzueifern und damit ihr «natürliches» weibliches Wesen zu verleugnen? Sind sie nicht heute zerrissener, unsicherer, ratloser als damals, wo der weibliche Lebensweg noch schön patriarchal geordnet vor ihnen lag?

Jetzt hat diese Debatte mit voller Wucht auch den deutschsprachigen Raum erreicht. Allerdings sind es nicht so sehr die Männer, als vielmehr die Frauen, die hier zuschlagen: Schon letztes Jahr behauptete die *Zeit*-Redakteurin Susanne Gaschke in ihrem Buch «Die Emanzipationsfalle», die Frauenbewegung habe die Frauen «erfolgreich, einsam, kinderlos» gemacht. Und in diesem Herbst kam auch noch Eva Herman, prominente deutsche Nachrichtensprecherin, und will uns «das Eva-Prinzip» wieder nahe bringen, das bedeutet: Schluss mit Beruf und Karriere, zurück bitte schön an Heim und Herd und Apfelkuchen backen.

DIE FREIHEIT DER FRAUEN

Stimmt sie also, Faludis These vom «Backlash»? Ich glaube nicht. Denn erstens zeigt sich ja in den Diskussionen, dass kaum jemand Thesen wie die von Apfelkuchen-Eva teilt. Das war ein kurzes Strohfeuer, das in sämtlichen Talk-

shows selbst konservative Gestalten dazu gebracht hat, sich zu den wesentlichen Errungenschaften der Emanzipation zu bekennen. Selbst diejenigen, die an so etwas wie eine «natürliche» Rolle der Frau glauben, leiten daraus heute nicht mehr wie früher die Notwendigkeit ab, Frauen durch Verbote und Reglementierungen in diese Rollen zu zwingen. Es geht also längst nicht mehr um die Frage, ob Frauen alles *können* und *dürfen*. Natürlich können und dürfen sie, sie haben das Recht dazu. Worum es heute geht, das ist die Frage, was Frauen tun *sollen* und tun *wollen*. Das ist etwas völlig anderes. Auch wenn die Themen denen vor drei Jahrzehnten manchmal ähneln, hat die Debatte damit ein neues Niveau erreicht: Es geht nicht mehr um Rechte, sondern um Inhalte.

Und das ist genau der Grund, warum ich davon überzeugt bin, dass die Frauenbewegung und der Feminismus in den nächsten Jahren wieder wichtiger werden: Denn gerade wenn Frauen gleichberechtigt und emanzipiert sind, brauchen sie ein Forum, in dem sie sich darüber austauschen können, nach welchen Massstäben und Kriterien sie diese Möglichkeiten nutzen wollen. Einfach alles genauso machen wie die Männer ist ja ganz offensichtlich keine besonders gute Idee. Aber die «Krise der Emanzipation», wenn man die gegenwärtigen Debatten mal so deuten will, sind alles andere als eine Krise des Feminismus. Ganz einfach deshalb, weil das Anliegen der Frauenbewegung ja nie einfach die Gleichstellung mit dem Mann war, sondern die Freiheit der Frauen. Was etwas völlig anderes ist.

EMANZIPATION OHNE FEMINISMUS

Wenn Emanzipation und Feminismus einfach gleichgesetzt werden, dann steht das ja ohnehin in einem merkwürdigen Widerspruch zu dem, was die Mehrheit der Frauen denkt. Gerade jüngere Frauen sagen ja oft, dass sie es zwar gut finden, dass Frauen heute emanzipiert und gleichberechtigt sind. Aber Feministinnen seien sie keine. Sie sind also ganz offensichtlich der Meinung, dass es Emanzipation *ohne* Feminismus geben kann. Und damit haben sie Recht. Es gibt viele Beispiele für Emanzipation ohne Feminismus, denken wir nur an die so genannten real-sozialistischen Länder, in denen die Gleichstellung der Frauen von oben verordnet war. Oder an die Versuche, westliche Gleichheitsvorstellungen, notfalls auch mit Kriegen, in andere Länder zu exportieren. Das alles ist Emanzipation, die mit Feminismus nichts zu tun hat.

Dasselbe gilt aber dann natürlich auch anders herum: Nicht alle, die bestimmte Folgen und Begleitumstände der Emanzipation in Frage stellen oder kritisieren, sind darum gleich Antifeministinnen. Wenn wir den Massstab in der Freiheit der Frauen suchen – und nicht im Grad ihrer Emanzipation – dann könnten sich auch ganz neue Bündnisse schliessen lassen. Mit feministischen Muslimas zum Beispiel. Oder mit solchen Frauen, die sich nicht an die immer noch männerdominierten Regeln der Erwerbsarbeit anpassen wollen und sich deshalb für das interessieren, was sie mangels Denkalternativen «natürliche Weiblichkeit» nennen. Die grosse Herausforderung für die Frauenbewegung liegt darin, hier Lö-



sungen und Antworten zu finden und anzubieten. Wenn sie es schafft, überzeugend zu vermitteln, dass die Freiheit der Frauen nicht eine Gefahr, sondern eine Ressource für die Gesellschaft ist, gerade auch da, wo deren männliche Kulturtradition sie in so manche Sackgassen manövriert hat, dann könnte sie eine ganz neue Autorität gewinnen. Voraussetzung dafür ist natürlich, dass wir Feministinnen uns nicht in alten Schützengräben verbarrikadieren.

KEINE EINDEUTIGEN POLITISCHEN FORDERUNGEN

Die weibliche Freiheit ist heute eine unbestrittene Tatsache, und sie ist so offensichtlich, dass sie uns nicht mehr nur in feministischen Freundinnenkreisen begegnet, sondern auf der Strasse, im Fernsehen, im Büro, selbst an der Kasse im Supermarkt. Schlimmer noch: Die Freiheit der Frauen ist sogar schon zum Exportartikel einer hegemonialen westlichen Weltpolitik geworden. Auch der globalisierte Kapi-

talismus schreibt sich die Freiheit der Frauen auf die Fahne. Umso wichtiger ist es, daran zu erinnern, was nach feministischer Überzeugung die Basis der Freiheit der Frauen ist: Nicht die allgemeinen Menschenrechte nämlich und auch nicht die Marktwirtschaft, nicht das Christentum und nicht die Aufklärung. Sondern es sind die Beziehungen unter Frauen in ihrer Verschiedenheit. Unsere Freiheit ist keine Manövriermasse der Weltpolitik. Sie wird uns durch kein Gesetz und keinen Staat und keine Emanzipation garantiert, sondern sie hängt ganz davon ab, ob wir die konkreten Beziehungen zwischen Frauen zu einem politischen Faktor machen. Denn nur so sind wir davor gefeit, in einen weiblichen Konformismus zu verfallen.

Das Begehren der Frauen lässt sich nicht in klare und eindeutige politische Forderungen einspannen. Es ist unberechenbar, auch für uns selber. Aber es ist wichtig, dass es einen Ort in der Welt findet, wo es sich artikulieren

kann. Die Frauenbewegung war einmal ein solcher Ort. Sie könnte es wieder werden. ■

Dr. Antje Schrupp, geb. 1964, ist Politologin und Journalistin und lebt in Frankfurt am Main. Ihr Schwerpunkt ist weibliche politische Ideengeschichte. Mehr unter www.antjeschrupp.de.

VOM GROSSEN FEUER UND VON KLEINEN FLAMMEN

Eine feministisch-theologische Standortbestimmung

Tania Oldenhage

Es gibt Tage, an denen die Welt besonders düster erscheint. Ich lese. Ich surfe. Ich rede mit Kolleginnen. Ein theologisches Fachgremium wird fast ausschliesslich mit Männern besetzt. Eine in unseren Augen wichtige feministisch-theologische Publikation ist immer noch nicht ins Deutsch übersetzt. Eine andere wurde zwar übersetzt, aber nicht ordentlich rezensiert. Das feministische Forschungsprojekt einer Kollegin wurde abgelehnt. Die Nerven liegen blank. Schon beim leisesten Gerücht, dass irgendwo eine kirchliche Frauenstelle abgeschafft oder mit einer Männerstelle zusammengelegt werden könnte, fängt das Blut an zu brodeln. Mit Grauen erinnere ich mich an ein Gespräch, neulich, an einer feministisch-theologischen Fachtagung: Ob es nicht tatsächlich an der Zeit sei, das Wort «feministisch» in die Geschichtsschreibung zu verabschieden.

STOPPSCHILDER

Eine vom Aussterben bedrohte Pflanzenwelt schützt man oft mit Schildern. Betreten bitte nur auf den vorgegeben Wegen. Die feministische Theologie kommt mir manchmal vor wie ein mit Stoppschildern umzingeltes Naturschutzgebiet. Dabei stehen auf den Schildern die unterschiedlichsten Botschaften. «Dekonstruktivismus – berühren verboten!», «Biologismus – bis hierhin und nicht weiter!». Auch ich trage meine Stoppschilder mit mir herum. Wie eine grimmige Parkwächterin komme ich mir manchmal vor, misstrauisch gegen alle, die das falsche Wort benutzen oder die falsche Autorin zitieren. Misstrauisch inzwischen auch gegen alle, die angeblich «offen sind für

die Anliegen der feministischen Theologie». Nervös sitze ich auf der Kirchenbank und höre eine mir noch wenig bekannte Kollegin predigen. Ist sie wirklich feministisch, frage ich mich. Wird sie oder wird sie nicht das Wort «HERR» in den Mund nehmen? Was hat mich in einen solchen Seelenzustand versetzt?

EXISTENZÄNGSTE

Jammern, jammern, immer nur jammern. Ich sitze vor meinem Schweizer Computer und logge mich in die Datenbank ein, die mir Zugang verschafft zu zahllosen US-amerikanischen Zeitschriften. Zum Beispiel zum *Journal for Feminist Studies in Religion*. In der neusten Nummer beginnt Andrea Smith ihren Artikel mit dem Satz «Ich bin Feministin weil ich denke, alles andere wäre dumm.» Was folgt ist eine Diskussion zur Frage, ob es angemessen sei, die indigenen Religionen Nordamerikas aus einer befreiungstheologischen Perspektive zu untersuchen, oder ob die Befreiungstheologie abzulehnen sei, weil sie, wie die christliche Theologie allgemein, mit der Geschichte des Imperialismus verflochten ist.¹ Solche Fragen können gestellt werden, wenn nicht alle Energie verbraucht wird, um für die Anerkennung der feministischen Theologie zu kämpfen. Natürlich gibt es auch in den Vereinigten Staaten Stoppschilder und grimmige Parkwächterinnen. Diese haben jedoch weniger lähmende Wirkung, denn viele US-amerikanische Colleges, Universitäten und akademische Organisationen bieten Ressourcen, Raum, Zeit und Geld, um Debatten zu führen.² Das ist bei uns zu wenig der Fall. Die fehlende Institu-

tionalisierung der feministischen Theologie an den Universitäten im deutschsprachigen Raum ist aus meiner Sicht ein wichtiger Grund für den angespannten Seelenstand, den ich an mir und anderen feststelle, der mir vorkommt wie eine Neurose, eine leicht gestörte Wahrnehmungsfähigkeit. Warum sonst würden gestandene feministische Theologinnen ernsthaft erwägen, ihr Metier in die Theologiegeschichte zu verbannen?

BURN ON?

In letzter Zeit scheint mir «die feministische Theologie» in meinem Kopf wie ein unberührbares, mystifiziertes Gebilde, deren Relevanz und Bedeutung mir selber manchmal entwindet. Dabei waren es gerade die unbequemen Fragen der feministischen Theologie, die mich früher vor dem theologischen Burnout bewahrt haben. Der Streit um den christlichen Anti-Judaismus oder die Auseinandersetzung mit der *Womanist Theology* haben mich in Bewegung gehalten. Nicht auszudenken, hätte es diese Auseinandersetzungen nicht gegeben! Ihnen ist es zu verdanken, dass die feministische Theologie – so wie keine andere der hiesigen Theologien – in der Lage ist, das Zusammenspiel von Wahrheitsaussagen und Macht zu erkennen und zu stören. Wie finden wir die Kraft, uns weiter bewegen zu lassen – trotz aller begründeten Existenzängste? Und wo finden wir die Ressourcen? Wo zum Beispiel finden wir Orte, um als europäische feministische Bibelwissenschaftlerinnen ins Gespräch zu kommen mit Kolleginnen aus anderen Teilen der Welt, deren Epistemologie nicht unbedingt von der Aufklärung geprägt ist?³



DER TRAUM VOM GROSSEN FEUER

Im Naturschutzgebiet brennt ein grosses Feuer. Es leuchtet in der Nacht, die Funken sprühen in den Himmel. Frauen unterschiedlicher Herkunft bringen immer wieder Holzscheite herbei und halten das Feuer schön kräftig. Das Feuer wärmt und gibt Orientierung. Da lösen sich die Flammen langsam auf. Das Bild wird schwächer und schwächer. Ich finde mich wieder in der S-Bahn. Ich schau aus dem Fenster.

Das grosse lodernde Feuer ist mein Traum von der feministischen Theologie in der Schweiz: international vernetzt, zukunftsorientiert, interkulturell, interdisziplinär, generationenübergreifend, politisch wie auch wissenschaftlich am Puls der Zeit und voll subventioniert. Der Traum löst sich auf und gibt mir die Sicht frei zur Wirklichkeit. Ich bin nicht im Naturschutzgebiet, sondern in Zürich auf dem Weg zur Arbeit. Ich arbeite im Evangelischen Tagungs- und Studienzentrum Boldern. Die Arbeit als Studienleiterin bringt

ganz bestimmte Möglichkeiten und Grenzen mit sich. Kein Lehrplan diktiert mir, welche Themen ich aufgreifen muss. Doch die Themen, die ich aufgreife, müssen sich verkaufen. Das, was wir als feministische Theologinnen in der jetzigen Situation erreichen können, hängt von strukturellen und wirtschaftlichen Bedingungen ab. Ob wir auf dem freien Bildungsmarkt, in der kirchlichen Erwachsenenbildung, in Kirchgemeinden, an der Universität oder freiberuflich arbeiten, bestimmt das, was wir denken, schreiben und weitergeben.

UNGLEICHZEITIGKEITEN

Genauso entscheidend ist das Publikum, zu dem wir reden. Selbst in meinem relativ homogenen Kontext auf Boldern finde ich mich oft in sehr unterschiedlichen rhetorischen Situationen wieder. Das, was ich sinnvollerweise als feministische Theologin sagen kann, verändert sich bei jedem Anlass. In einem Workshop mit frisch gewähl-

ten KirchenpflegerInnen, versetze ich mich selbst zurück in die 70er Jahre: Ja, es lohnt sich den Blick zu schärfen für Frauenbilder in der Bibel! An einer Tagung für Christinnen und Musliminnen tue ich Dinge, die mir die Theorie eigentlich verbieten sollte: Ich appelliere an die «Erfahrungen von uns Frauen», um einen Boden zu haben, auf dem aufgeladene Konflikte ausgetragen werden können. Dagegen fahre ich in einer Diskussion mit männerforschenden Theologen mein ganzes Repertoire an *queer* Argumenten auf, um mich nicht von den Weiblichkeits-Konstrukten meiner Gesprächspartner vereinnahmen zu lassen. Selten, früh morgens am Computer oder bei einem Kaffee mit einer Kollegin, gehe ich den Fragen nach, die mich selbst herausfordern. Dann nehme ich mir beispielsweise die Zeit, über mein eigenes Verhältnis zur Befreiungstheologie nachzudenken. Mit jeder Situation verändert sich meine «feministische Theologie». Dies hat nichts mit Beliebigkeit zu tun, sondern



damit, dass jede Theologie nur in konkreten Kontexten lebendig und gesellschaftlich wirksam wird. Widersprüchlichkeiten und Ungleichzeitigkeiten prägen meinen Alltag als feministische Theologin. Dies anzuerkennen und zu würdigen, scheint mir in der jetzigen Situation eine grosse Herausforderung zu sein.

KLEINE (UND GROSSE) FEUERSTELLEN

Meistens sind es kleine Feuerstellen, an denen ich arbeite. Manchmal um zu kochen, manchmal um das Mittagessen von gestern zu erwärmen, manchmal einfach nur um Licht in die Finsternis zu bringen. Manchmal muss ich eine Flamme löschen, um sie am nächsten Tag woanders anzuzünden. Ab und zu arbeite ich auch an einem grossen Feuer mit.

Heute Abend gehe ich ins Zürcher Stadthaus zur Buchvernissage der Bibel in gerechter Sprache. Es werden unglaublich viele Leute da sein. Ich werde

alle feministischen Theologinnen und (ehemaligen) kirchlichen Frauenbeauftragten treffen. Die Lesungen aus der neuen Übersetzung werden ein Lächeln auf unsere Gesichter bringen. Die Polemiken der Universitätsprofessoren werden uns nicht beirren, sondern zu neuen Bündnissen führen. Im Evangelischen Tagungs- und Studienzentrum Boldern treffen bald riesengrosse gelbe Kisten ein, vollbepackt mit den neuen Bibeln, die wir auf alle Zimmer legen werden. Das Feuer brennt weiter! ■

1 Journal for Feminist Studies in Religion 22.2 (2006), 85-121. Das Zitat lautet im Originaltext: «I'm a feminist because I think anything else is unintelligent.» Im Anschluss stellt Smith diesen Satz in den Deutungsrahmen ihrer eigenen indigenen Tradition.

2 So beginnt ein Sammelband zum Thema «Women, Gender, Religion» beispielsweise mit der äusserst konfliktreichen Debatte zwischen Miriam Peskowitz und Carol P. Christ über grundlegende Kategorien feministischer Arbeit. Die

Konflikte, die in dieser Debatte angesprochen werden, finden sich auch in der deutschsprachigen Diskussion. Was den US-amerikanischen Kontext jedoch aus meiner Sicht unterscheidet ist die Tatsache, dass der Sammelband auf der Literaturliste zahlreicher Universitätsveranstaltungen steht, in denen die Debatte weitergeführt wird. Women, Gender, Religion: A Reader, Elisabeth Castelli (Hg.), New York 2001, 29-48.

3 Fragen wie diese werden diskutiert in Feminist New Testament Studies. Global and Future Perspectives, Kathleen O'Brien Wicker / Althea Spencer Miller / Musa W. Dube (Hg.), New York, 2005.

Tania Oldenhage, Dr. phil., geb. 1969, ist FAMA-Redaktorin und Studienleiterin im Ev. Tagungs- und Studienzentrum Boldern, Männedorf. Von 1992 – 2003 Studium und Assistenzprofessur in den USA.

SORGSAM, NICHT ZIMPERLICH

Zum Burnout bei Frauen und Männern

Ein Gespräch mit Rosmarie Welter-Enderlin

Die FAMA-Redaktorin Jacqueline Sonego Mettner traf sich mit der Systemtherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin zum Gespräch und zeichnete dieses auf.

Jacqueline Sonego Mettner: Der Begriff «Burnout» und die Diagnose eines «Burnout» sind innert kurzer Zeit sehr geläufig geworden. Auf der anderen Seite ist zu lesen, dass es das Krankheitsbild von «Burnout» als eigenständiger Erkrankung gar nicht gibt, sondern sich die Symptome praktisch vollständig mit denjenigen einer Depression decken.

Rosmarie Welter-Enderlin: Das ist richtig. Der Begriff «Burnout», der aus dem Amerikanischen kommt, ist nicht so negativ besetzt wie die «Depression.» Er wird lieber verwendet, denn er gibt die Möglichkeit, Anderen oder Anderem die Schuld zu geben für die eigene Situation. Dem Ehemann zum Beispiel, dem Chef oder den strapaziösen Umständen. Burnout sagt nichts Genaues aus, aber es ist ein handlicher und akzeptierter Begriff. Nach landläufiger Vorstellung lässt sich ein Burnout, anders als die Depression, recht leicht behandeln und kurieren. An ein Burnout getraut man sich eher heran als an eine Depression. Dort wird gefragt: Was ist die Ursache, auch bei mir selbst, und damit wollen sich viele Menschen nicht konfrontieren.

Wie lässt sich der Zustand eines Burnout beschreiben?

Burnout hat mit Erschöpfung zu tun. Bildhaft sprechen viele davon, dass sie nicht mehr fließen können, dass kein Wasser mehr im inneren Reservoir sei, die nährenden Quellen verschlossen

seien, der Boden des eigenen Lebens ausgedorrt sei. Zum Burnout gehört oft eine anhaltende depressive Grundstimmung. Die eigenen Gefühle sind nicht mit einem verbunden und sie können nirgends mitgeteilt werden. Oft gehört zum Burnout das Gefühl einer grossen Einsamkeit und Verlorenheit. Selbst dann, wenn ein Freundeskreis und Familie vorhanden sind.

Sie führen eine Praxis für systemische Paar- und Familientherapie. Inwiefern werden Sie hier mit dem Phänomen des Burnout konfrontiert?

Ich habe häufig damit zu tun. Allerdings reden die Menschen bei mir nicht von einem «Burnout». Das sagen sie gegenüber ihrem Arbeitgeber, der das akzeptiert und ihnen allenfalls sogar ein sogenanntes Coaching finanziert. Der Begriff «Burnout» ist arbeitsintern ein Schutzbegriff, der es möglich macht, Schwierigkeiten und Belastungen anzusehen, ohne gleich selbst dafür verantwortlich zu sein. Bei mir in der Praxis gebrauchen die Menschen dann andere Wörter, um ihre Situation zu umschreiben: ‚Ich habe die Nase voll‘; ‚ich mag nicht mehr‘; ‚ich bin erschöpft‘. Interessant ist, dass es oft «Strahlenden» sind, erfolgreiche Geschäftsfrauen zum Beispiel, die auch noch Kinder haben und scheinbar so leicht alles hinkriegen, die auf einmal eine grosse Leere empfinden.

Gibt es Unterschiede zwischen Frauen und Männern?

Ja, die gibt es, wobei ich mich vor Pauschalisierungen der Geschlechter hüte. Frauen sind oft schneller bereit zu sagen, dass sie erschöpft sind oder dass sie

den Eindruck haben, nicht richtig wahrgenommen und gewürdigt zu werden in ihren Leistungen. Frauen sind zwar nicht angewiesener auf Anerkennung als Männer, aber sie sind darauf angewiesen, einen Partner zu haben, der sie respektiert. Indem sie mit Freundinnen oder andern über ihre Belastungen und Gefühle reden, halten sie oft länger durch als Männer. Männer schauen länger weg und nicht selten zahlen sie den höchsten Preis, zum Beispiel durch einen frühen Herzinfarkt. Männer kommen in andern Lebenssituationen als Frauen in meine Praxis. Oft stehen sie kurz vor dem Rückzug aus dem Berufsleben und stellen sich die Sinnfrage: Wozu habe ich das alles gemacht? Belastend wirkt auf sie, wenn sie niemanden haben, der sie unterstützt, wenn zum Beispiel die eigene Frau sagt, sie seien selbst schuld daran, jetzt so leer da zu stehen.

Bei Männern sind oft die ersten Anzeichen einer zunehmenden körperlichen und geistigen Schwäche Anlass, sich um sich selbst zu sorgen. Bei Frauen gibt eher die psychische Befindlichkeit den Ausschlag.

Burnout wurde zunächst vor allem festgestellt als ein Phänomen bei sogenannten helfenden Berufen.

Ja, und das hatte zunächst eine sehr positive und ermutigende Wirkung, indem die Menschen dort gelernt haben, besser auf sich selbst zu achten. Ich sehe allerdings heute auch negative Folgen davon; dass nämlich viele Leute sehr zimperlich geworden sind. Sie gehen nicht mehr kraftvoll an herausfordernde Situationen heran. Vor lauter Angst vor einem Burnout lassen sie sich nicht



mehr auf die Menschen, die ihren Beistand brauchen, ein. Aber alles, was wir über wirksame Beratung wissen, sagt uns, dass wir uns einlassen müssen auf die Menschen. Man muss eintauchen können und wollen; man kann sich nicht schützen und herausnehmen. Gerade dieses Einlassen ist hilfreich. Natürlich geht das nur im Wissen, sich auch wieder zurücknehmen zu können und zu dürfen. Das geschieht am besten in der Supervision.

Es hat eine künstliche und aufgesetzte Empfindlichkeit gegeben in den helfenden Berufen, die ich für ungut halte. Ich sage manchmal zu meinen Leuten: «Dafür wirst du schliesslich bezahlt, dass du dich einlässt.» Wenn Leute in Pflegeberufen sich weigern mit sterbenden Menschen zu arbeiten, weil das so belastend sei und kein «Erfolg» absehbar sei, so halte ich das für äusserst bedenklich.

Ich kenne viele Menschen aus Pflegeberufen, die diese Arbeit als eine grosse Bereicherung ihres Lebens sehen. Sie haben

also eine grosse Skepsis oder Ambivalenz gegenüber dem Phänomen des Burnout? Ich finde es wichtig und nötig, gut umzugehen mit den eigenen Grenzen. Auch denke ich, dass Menschen oft zu hohe Leistungslatten internalisiert haben und es gut ist, sich davon zu lösen. Aber wenn das zur Folge hat, dass niemand sich mehr die Hände schmutzig machen will, dann halte ich das für problematisch.

Heute gehört es fast dazu, dass in Bereichen des Management in der Wirtschaft, im Banking, im Versicherungswesen etc. vor allem Männer ein «Burnout» ausweisen als Zeichen ihrer Tüchtigkeit und grenzenlosen Einsatzbereitschaft. Ist das so und wie erklären Sie sich dieses Phänomen?

Es ist ein amerikanischer Ausdruck und ein ebensolches Phänomen. Es suggeriert eine Handhabbarkeit und leichte Lösbarkeit der Probleme.

Inwiefern wird Burnout gesellschaftlich mitverursacht? Sehen Sie gesellschaftli-

che Ursachen für das Veröden der inneren Landschaften bei vielen Menschen, von Teilnahmslosigkeit, Verlust des Idealismus, Müdigkeit, innerem Abschalten? Ein wichtiger Bereich ist die Ausbildung bei den sogenannten helfenden Berufen. Heute wird den Leuten beigebracht, nicht zu viel zu machen, sich gut abzugrenzen, sich herauszuhalten. So drücken sich dann viele Leute vor anspruchsvollen oder anstrengenden Aufgaben und sind hinterher doch unzufrieden. Allgemein wird in unserer Gesellschaft zu sehr auf Leistung und auf körperliche Fitness getrimmt. Ich stelle einen Mangel an Herzensbildung fest. Leider kann diese nicht zertifiziert werden. Ich sehe bei den Auszubildenden, dass sie entweder die Reife haben, über sich selbst hinaus zu gehen, oder nicht.

Und doch müsste gerade an dieser Herzensbildung und Reife gearbeitet werden. Müsste so etwas wie die Fähigkeit und das Wollen von «Nächstenliebe» attraktiver gemacht werden? Und wäre



gleichzeitig das wirkliche «Bei sich sein» ein Element von Prävention von Burn-out?

Ja, aber nicht als Masche.

Wie kann Burnout therapiert werden?

Wichtig ist ein genaues Hinsehen, die Arbeit an der eigenen Biographie. Eine zentrale Frage ist, wer einem die wahn-sinnigen Standards und Aufträge, die einem umtreiben, in den Kopf gesetzt hat. Es geht um die Stärkung, liebevoll mit sich selbst zu werden und zu sein, ohne zimperlich zu werden.

Welche gesellschaftlichen Veränderungen sind nötig?

Zukünftige Arbeitgeber sollten fragen und auch wirklich meinen: Können sie für sich selbst sorgen? Arbeitnehmende sollten lernen, offen zu sagen, wo ihre Grenzen sind. Sie sollten sich getrauen, zurückzufragen, was genau benötigt wird, verhandeln und klären, was möglich ist. Allgemein gilt, dass die Leistungslatte nicht immer noch erhöht werden darf.

Sie haben vom Arbeitsleben gesprochen.

Welche anderen Bereiche sind zu stärken?

Selbstwert können Menschen nicht aus sich selbst schöpfen, auch aus dem Gebet geht das nur bedingt. Das Wesentliche geschieht nur mit und durch andere Menschen. Wir brauchen eine menschliche und emotionale Rahmung. Es ist erschütternd zu sehen, wie viele Menschen trotz Freundeskreis und Familie mit niemandem über ihre Schwierigkeiten reden aus Angst, in ihrer Blösse verletzt oder gedemütigt zu werden.

Was halten Sie für das Wichtigste bei der Frage nach einem angemessenen Umgang mit dem Phänomen des Burnout?

Es ist nötig, alles Ideologische und Aufgesetzte aus der Diskussion zu nehmen. Betroffene sollten versuchen, so fasslich wie möglich von dem zu reden, was ihnen zu schaffen macht und was sie brauchen. Das zeigt sich zum Beispiel daran, wie sie mit Kindern über ihre Situation reden: Ich brauche jetzt mehr Schlaf; ich muss einmal weinen kön-

nen, das tut mir gut. Ich meine damit nicht, dass alles leicht behebbar wird und gemanagt werden kann mit etwas Wellness. Aber Akzeptanz und Perspektiven eröffnen sich durch ein genaues, liebevolles Hinsehen und so wächst der Mut, sein Leben zu ändern. ■

Rosmarie Welter-Enderlin ist eine Pionierin der systemischen Beratung und Therapie in Europa. 1987 gründete sie das Ausbildungsinstitut für systemische Therapie und Beratung in Meilen, ZH. Sie ist Autorin und Herausgeberin von mehreren Büchern, zuletzt: Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände; vgl. auch Bruno Hildenbrand (Hg.), Erhalten und Verändern. Rosmarie Welter-Enderlins Beitrag zur Entwicklung der systemischen Therapie und Beratung, Carl-Auer-Verlag Heidelberg 2006

Jacqueline Sonogo Mettner ist Theologin, Pfarrerin in der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Maur, ZH, Gerontologin, Dozentin und Kursleiterin im Bereich Palliative Care, FAMA-Redaktorin.

OEL LÄSST SICH NICHT TEILEN

Das Gleichnis von den zehn jungen Frauen, Mt 25,1-12

Karin Klemm

Als feministische Theologin ist mir wichtig, solidarisch zu sein, aufmerksam für die Möglichkeiten und Grenzen anderer, wenn jemand zum Beispiel am Ausbrennen ist. Klar ist Abgrenzen wichtig, bin ja erwachsen geworden, aber das gehört sich nicht, wenn es auf jemandes Kosten geht.

Unter diesen Ansprüchen ist meine innere Flamme manches Mal klein geworden.

Im Matthäusevangelium ist mir eine Geschichte begegnet, die mir einen anderen Blick auf den Umgang mit meiner inneren Flamme geschenkt hat. Seitdem frage ich mich manchmal, wie sehr ich mich schuldig mache an mir, wenn ich mit meiner inneren Flamme nicht achtsamer umgehe.

Vorneweg muss ich bemerken, wie ablöschend es ist, wenn Frauen gegenseitig ausgespielt werden. Das machte es mir erst einmal mühsam, das Oel in diesen Geschichten zu finden, das mein Feuer weiterbrennen lässt. Ich wünschte mir die Geschichte anders erzählt, aber dabei stehen zu bleiben wäre Oelverschwendung. Also suche ich *hinter* dieser Widerwärtigkeit weiter nach Oel.

Die Geschichte in Mt 25,1-12 ist ein Reich-Gottes-Gleichnis. Alle gehören zu diesem Reich: die klugen/schlauen genauso wie die törichten/naiven Frauen. Es wird von den Vorbereitungen für eine Hochzeit erzählt. Alle machen sich auf den Weg, aber einigen von ihnen geht unterwegs das Oel aus. Ihnen wird der Eintritt zum Fest verwehrt. Der Bräutigam sagt: Ich kenne euch nicht.

Sie gehen so unachtsam mit ihrem Oel um, dass mit ihnen nicht gefeiert werden kann.

Ich habe erlebt, so ausgebrannt zu sein, dass ich auf kein Fest mehr konnte, dass ich mich selbst nicht mehr kannte. Ausgeladen wurde ich zwar noch nie, aber vielleicht hätte die Gastgeberin auch von mir gedacht: So kenne ich sie gar nicht; so verbissen, so hart, so ungnädig mit sich und anderen. Sie gehört zwar irgendwie dazu. Aber feiern lässt sich mit ihr nicht. Eigentlich verträgt sie niemanden, hat sich so ausgepowert, dass es keinen Raum mehr gibt, der Festliches verträgt.

Ich kenne auch die andere Seite, die Gewissheit, die Ewige will mit mir, mit ihren Frauen und Männern feiern. Ich habe Orte, an denen ich für mein Oel, für meine innere Flamme besorgt sein kann. In meinem Leben sind es die berühmten Aus-Zeiten. Bibliodrama zum Beispiel, mich einbinden lassen in die Geschichte der Ewigen mit ihren Frauen und Männern, mit denen sie an der guten Schöpfung arbeitet und feiert, was schon gelungen ist. Oder im Meer sein und mich vom Wasser tragen lassen.

Aber ich kenne Kolleginnen, Freundinnen, deren Oelkanne leer ist. Nichts geht mehr.

Und ich stehe daneben. Mein Oel genügt, für mich. Und das nützt ihnen gar nichts. Was meine innere Flamme nährt, lässt sich nicht einfach auf andere übertragen. Die Sorge dafür kann nicht delegiert werden.

Im Bibeltext verweigern sich die Frauen mit dem Oel nicht einfach. Sie geben den anderen einen Rat: Geht doch zu den Händlern. Es gibt offensichtlich verschiedene Wege, für das Oel zu sorgen. Aber die klugen Frauen weisen die Verantwortung dafür klar zu. Ihre Sympathie für die anderen ist deutlich zu spüren. Aber sie wissen darum, dass die Sorge für mein Oel, für meine innere Flamme meine ureigene Aufgabe ist. Und dass ich mich dabei genauso wenig vertreten lassen kann wie beim Fest. ■

Karin Klemm, kath. Theologin, Bibliodrama-Leiterin (seither mit vermehrtem Oelvorkommen), Familienfrau, Spitalseelsorgerin.

KIRCHE GESTALTEN HEISST KIRCHE LEITEN

Silvia Pfeiffer

Ein mir nicht sehr nahe stehender General hat es so ausgedrückt: «Führen heisst Gestaltung der Beziehung zwischen Menschen zwecks Mobilisierung und Koordination von Fähigkeiten und Fertigkeiten innerhalb einer Gruppe in der Absicht, vereinbarte Ziele optimal zu erreichen». Ob mir General Wille nun nahe steht oder nicht, wo er Recht hat, hat er Recht.

SICH SELBST LEITEN KÖNNEN

Hat er Recht? Mit seiner Definition ja; ich bezweifle aber, ob seine Mittel zur Erreichung des Ziels die meinen sind. Als Präsidentin einer Kirche muss ich mich auf den interaktiven Prozess einlassen. Ich muss mich selbst leiten können, um andere zu leiten. Ich muss mich erkennen und anerkennen, Veränderungsprozesse zulassen, für Neues offen sein, den Blick über die Grenzen wagen. Die Selbstanalyse ist dabei nicht Selbstzweck oder Egotrip, sondern die Bereitschaft, sich auf Unberechenbares, Unvorhergesehenes, Überraschendes einzulassen, Selbst- und Fremdkritik zuzulassen. Von meiner Persönlichkeit her bin ich ein Leithammel, ein Alphetier, ungeduldig, aufbrausend, vorwärts strebend, manchmal rücksichtslos zielgerichtet. Die Leitungsfunktion in der Kirche hat mich gelehrt anzuhalten, zu warten, zuzuhören, zu prüfen und abzuwägen. Nach meiner Selbsteinschätzung gelingt mir das nur manchmal. – Bin ich selbstkritischer als ein Mann es wäre?

VERTRAUEN ENTSTEHT DURCH VERANTWORTUNG

Konkret ist mir wichtig, dass Vertrauen mehr ist als Kontrolle. Das mag auf den

ersten Blick blauäugig tönen, ist es aber nicht. Vertrauen wächst mit Verantwortung. Wem nichts zugetraut wird, weist die Verantwortung von sich. Ich achte meine Ratskolleginnen und Ratskollegen als gleichwertige Partnerinnen und Partner, ebenso die Mitarbeitenden im Sekretariat. Sie haben zwar kein Stimmrecht, sind aber gleichberechtigte Partnerinnen und Partner im Meinungsbildungsprozess. Ich lege Wert auf eine gute Sitzungsvorbereitung und einen strukturierten, geordneten Sitzungsverlauf. Die Zügel halte ich ziemlich fest in der Hand, lass sie aber locker im Meinungsbildungsprozess. Von guten Argumenten, die mir einleuchten, lasse ich mich überzeugen und bin bereit meine Meinung zu korrigieren. Ich entwickle gerne Projekte im Team. Aber gerade weil ich begeisterungsfähig bin und von Visionen und Zielen herdenke, brauche ich besonnene Realisten im Team, mit denen ich die Machbarkeit diskutieren und die Umsetzung entwickeln kann. Ich habe ein gutes Gefühl für die Stärken und Begabungen meiner Teammitglieder und Mitarbeitenden und kenne deren Stärken und allenfalls auch Schwächen, auch meine eigenen. Ich nutze vorhandene Kapazitäten im Team zum Wohle des Ganzen, nutze Fähigkeiten und Fertigkeiten auch, um meine Schwächen auszugleichen. Das heisst Vertrauen. Dabei werde ich selten enttäuscht. Bei schwierigen und kontrovers diskutierten Geschäften suche ich den kleinsten gemeinsamen Nenner, obwohl das eigentlich meinem Naturell widerspricht. Meine Erfahrung hat mich aber gelehrt, dass die beste Vorlage an die Synode nichts nützt, wenn sie nicht angenom-

men wird. Ich vermeide nach Möglichkeit Entscheide, die mit hauchdünner Mehrheit oder mit Stichentscheid ausfallen. Vorlagen für die Synode, die bereits im Kirchenrat stark kontrovers diskutiert werden, haben meist auch in der Synode keine Chance.

HEFTIGES BELASTET

Als Vorsitzende bestimme ich weitgehend das Klima in den Ratssitzungen. Reagiere ich heftig oder ungeduldig, wenn der Prozess nicht so verläuft wie ich mir das vorgestellt habe, kommt die Antwort unweigerlich zurück. Die Diskussion wird heftiger; der Funke entzündet sich. Wenn es mir dann nicht gelingt, die Situation zu entschärfen, bleiben Frustrationen und rote Köpfe zurück. Über derart verlaufene Sitzungen grübele ich lange mit schlechtem Gewissen und mit Selbstvorwürfen nach. – Typisch Frau? – Ich muss mich oft bemühen, meine Ungeduld zu zügeln. Das gelingt mir nicht immer und manchmal ist das auch gut so. Humor und ein Stück Selbstironie dürfen nicht fehlen. Und überhaupt: warum werte ich mein inneres Engagement als «Ungeduld» ab; würde ich es bei einem Mann nicht positiv als Einsatzbereitschaft, als «Durchsetzungswille» bezeichnen?

Es gibt immer wieder Momente, wo mir mein Amt unendlich schwer fällt, nämlich dann, wenn schwierige Personalentscheide getroffen werden müssen. Weil die öffentlich-rechtliche Anstellung von Pfarrern und Pfarrerinnen in der Schaffhauser Kirche durch Wahl der Kirchgemeinde auf vier Jahre erfolgt und Abwahlverfahren langwierige und schmerzvolle Prozesse bedeuten, ist der



Leidensweg für alle Beteiligten qualvoll. Ob ich hier als Frau optimaler agieren kann als ein Mann, bezweifle ich.

LEITEN FRAUEN ANDERS?

Ob Frauen anders leiten als Männer, weiss ich nicht. Das ist wohl von der Persönlichkeitsstruktur abhängig. Ich habe im Schaffhauser Kirchenrat zwei männliche Präsidenten erlebt, die beide einen ausgeprägt teamorientierten, kooperativen Führungsstil pflegten. Ich selbst neige manchmal zu autoritärem Verhalten, dessen Korrektiv Selbstdisziplin sein muss oder kritische Kolleginnen und Kollegen. Das gehört zu einem Leitungsgremium mit kollegialem Leitungsprinzip. Obwohl ich die Unterschiede zwischen Männern und Frauen in Kirchenleitungen nicht geschlechtsspezifisch beschreiben kann, freue ich mich über die wachsende Zahl von Frauen in Kirchenleitungen in den reformierten Kirchen der Schweiz. Und ich wünsche mir, dass Frauen in andern Kirchen – in Europa und in andern Kontinenten – Leitungsfunktionen

übernehmen und dieses Miteinander zur Selbstverständlichkeit wird.

Ob Innen- und Aussensicht von mir bezüglich meiner Kirchenleitung übereinstimmen? Werde ich als Kirchenratspräsidentin anders wahrgenommen als meine männlichen Kollegen? Ein langjähriger Mitarbeiter, der drei Generationen von Kirchenleitenden erlebt hat, bejaht diese Frage. Ich hätte die Kirchenratssitzungen strukturiert, Abläufe festgelegt, die Leitung gestrafft. Das sind Dinge, die in der Regel eher Männern zugeschrieben werden. Aber effektiv praktizieren oft eher Frauen solche «Zeitsparer» bzw. «Zeit-für-Inhalt-Gewinner».

WAS MIR WICHTIG IST UND MIR FREUDE MACHT

Ich habe viele Repräsentationsaufgaben, die ich auch gerne wahrnehme, weil ich den Menschen an der Basis gerne begegne. Oft sind diese Begegnungen bei kirchlichen Anlässen mit Grussworten, Reden oder Gottesdienstteilen verbunden. Dabei bemühe ich

mich um grosse Sorgfalt, sprachliche, theologische, liturgische. Mir kommt viel Empathie, Akzeptanz, Verbundenheit, Solidarität und Übereinstimmung im Glauben entgegen, auch wenn die Überzeugungen nicht immer identisch sind. Ich fühle mich ernst genommen und respektiert.

Die Arbeit der Kirchenleitung ist bestimmt durch christlich-ethische Grundüberzeugungen aus Glaube, Liebe, Hoffnung. Kirche leiten bedeutet anwaltschaftliche Stellungnahme für die Schwächeren, für die Verfolgten, für die Leidenden. In einer demokratisch verfassten Volkskirche ist es klar, dass nicht immer alle mit den von der Kirchenleitung getroffenen Entscheiden einverstanden sind. Bei allen wichtigen Geschäften hat die Synode das letzte Wort oder das zweitletzte je nach Gesetzesstufe. Ein Streitpunkt sind Stellungnahmen zu tagespolitischen Themen von christlich-ethischer Bedeutung. Hier soll und kann eine Kirchenleitung als gewählte Vertretung einer gesellschaftlich relevanten Kraft ihre Meinung kundtun. In der Freiheit jedes Christenmenschen ist es dann, als Bürgerin oder Bürger seine Verantwortung an der Urne wahrzunehmen. Denn reformiert sein heisst auch heute: Selber denken – die Reformierten. ■

Silvia Pfeiffer, 61-jährig, Kirchenratspräsidentin Schaffhausen, Historikerin/ Sozialethikerin, 19 Jahre Erfahrung im Kantonsparlament Schaffhausen, Vizepräsidentin des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes SEK, Stiftungsrätin HEKS (Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz), Mitherausgeberin des Buches: Wenn Frauen Kirchen leiten (TVZ 2006).

AUF DASS DAS FEUER NICHT VERLÖSCHT

Orte des Burn on

Esther Gisler

«Burnout» ist ein hässliches Wort. Es riecht nach verkohlten Bäumen, verbrannten Feldern und Rauchschwaden. Und weil das Gerede von Backlash und Burnout den Blick vernebeln kann, gilt es, Ausschau zu halten nach Orten, in denen die Glut am Glimmen gehalten wird, nach Stätten feministischer Reflexion und Geschichten feministischen Handelns. Solche Orte des Burn on gibt es – zur Überraschung derer, die der Terrorismus- und Kopftuchdebatten müde sind – auch und gerade in islamischen Ländern zu entdecken. Einige beleuchte ich blitzlichtartig und zoomte am Ende zurück auf die Schweiz.

MAGHREB

In *Marokko* hat das 2004 erlassene Familiengesetz einen Liberalisierungsprozess in Gang gesetzt. Das Gesetz anerkennt erstmals die Gleichstellung der Geschlechter bezüglich «Haushaltsvorstand» sowie die Möglichkeit, im Scheidungsfall das Sorgerecht der Mutter zuzusprechen. Dass sich damit die Stellung der Frau verbessert, ist auch dem jahrelangen Engagement religiöser Frauen zu verdanken, die in den harten Zeiten des politischen Islam der 90er Jahre nicht still hielten und sich durch feministische Neuinterpretationen religiöser Texte ihre islamischen Traditionen zu eigen gemacht haben. Gleichzeitig haben sich säkulare Feministinnen zusammengeschlossen und an Einfluss gewonnen.

In *Algerien* ist die Frauenbewegung in den blutigen Jahrzehnten des Bürgerkrieges durch ein Wechselbad gegangen. Nun erstarkt sie wieder, so dass ihre Exponentinnen die Gesellschaft mitgestalten können, ohne um ihr

Leben fürchten zu müssen. An den algerischen Universitäten studieren momentan mehr Frauen als Männer.

MITTLERER OSTEN

Der *Iran* ächzt seit der Revolution 1979 unter der Herrschaft der Mullahs. Die Hoffnungen der Frauen auf mehr gesellschaftliche Mitbestimmung wurden herb enttäuscht. Das Tauwetter unter der Regierung von Ministerpräsident Chatami ging schnell vorüber. Nichtsdestotrotz sind 60% der Studierenden an iranischen Universitäten Frauen, und mutige Frauen wie die Friedensnobelpreisträgerin Schirin Ebadi engagieren sich für Frauen-, Kinder- und Menschenrechte.

Frauenorganisationen in *Palästina* haben angesichts der jüngsten innerpalästinensischen Gewaltkonflikte kaum Möglichkeiten, feministisch-politische Anliegen einzubringen. Trotz widriger Umstände finden sich aber immer wieder Handlungsspielräume. So zum Beispiel in den drei Zentren des Women's Empowerment Project in Gaza, wo Frauen, die von häuslicher, militärischer und struktureller Gewalt betroffen sind, Beratung und Bildungsmöglichkeiten erhalten. Ebenso ist ökonomisches Empowerment Thema: Beduininnen in der Negev-Wüste erwirtschaften sich durch das Weben von Teppichen ein eigenes Einkommen und lernen daneben lesen und schreiben. Weiter werden Frauen durch das Eingehen von Bündnissen als Akteurinnen aktiv. So engagieren sich im «Jerusalem Link» Israelinnen und Palästinenserinnen gemeinsam für mehr Einfluss von Frauen in der Politik. Sie lobbyieren in dieser internationalen Frauen-

kommission für die Umsetzung der UNO-Resolution 1325 und damit für die Beachtung von Genderaspekten in der Friedenspolitik.

SCHWEIZ

Auch am Burn on hierzulande sind engagierte islamische Frauen beteiligt. Auf nationaler Ebene wurde eine Initiative für ein Verbot von Zwangsheiraten lanciert. Eine Sensibilisierungskampagne machte auf das Thema der Beschneidung von Migrantinnen vor allem aus Ostafrika aufmerksam. Immer wieder melden sich Frauen aus der zweiten und dritten Einwanderungs-Generation zu Wort, sei es in den Medien, an Podien oder innerhalb feministischer Organisationen. ■

Esther Gisler, 1968, hat Theologie, Ethnologie und Religionswissenschaften studiert und befasst sich in ihrer beruflichen Tätigkeit insbesondere mit Genderfragen in der Entwicklungszusammenarbeit.

DAS NEUE FAMA-TEAM

Liebe LeserInnen!

Als Sie dieses Heft in die Hände genommen haben, ist Ihnen bestimmt aufgefallen, dass die FAMA in leicht neuer Gestalt daherkommt: Pünktlich zu Beginn dieses Jahres hat die FAMA einige Änderungen im Layout erfahren. Aber auch das Gesicht der Redaktion hat sich gewandelt und verjüngt! Zu den vier bisherigen Redaktorinnen Tania Oldenhage, Susanne Schneeberger Geisler, Jacqueline Sonogo Mettner und Ursula Vock sind drei neue dazu gestossen: Moni Egger, Esther Kobel und Christine Stark, die sich hier mit einem kurzen Portrait vorstellen.

FAMA – burn on! Wir freuen uns, dass es nahtlos weitergeht mit der FAMA und dass wir Sie weiterhin vierteljährlich mit den Beiträgen vieler schreibender Frauen anregen, herausfordern, bestärken und erfreuen können.

Die Redaktion

VORSTELLUNG DER NEUEN REDAKTORINNEN

Von Haus aus sei ich Primarlehrerin, wurde ich heute vorgestellt. Stimmt. Und bin es wohl auch in einem Zipfel meines Herzens immer noch. Bloss mein Kopf, der wollte mehr Nahrung. Im Theologiestudium habe ich sie gefunden – nicht nur für den Kopf, versteht sich. Reichlich und Vollkost und doch zu wenig. Nach fünf kurzlangen Studienjahren in Luzern und Lausanne, die ja vorwiegend nach innen orientiert waren, ist es jetzt an der Zeit für die Gegenbewegung. Gedanken und Überzeugungen wollen nicht länger nur still für sich in mir drin brutzeln, nein, jetzt drängen sie blubbernd nach

oben und werfen bereits die eine oder andere Blase zum feministisch-theologischen Sprudelbad. Seit Sommer 05 bin ich wissenschaftliche Assistentin an der Professur für Exegese des Alten Testaments an der Theologischen Fakultät in Luzern, schreibe an einer Dissertation und bin auf dieser ganz neuen Schulstufe wieder als Lehrende tätig. Die Arbeit bei der FAMA indes hilft, den Blick über den exegetischen Wannenrand hinaus offen zu halten.

Moni Egger

Viele Jahre lang bekam ich die FAMA von meiner Mentorin geschenkt: Die Hefte flatterten regelmässig in meine Stube und ich gönnte mir sie zur Belohnung nach Bewältigung der häufig trockenen Pflichtlektüre des Theologiestudiums. Dieses Studium habe ich im Herbst 1997 in Basel begonnen und im Februar 2004 beendet, wo ich auch heute mit meinem Partner wohne. Zwischendurch führte mich mein Weg zwei Semester lang pendelnder Weise nach Bern und für ein Studienjahr nach Jerusalem an die Hebräische Universität (Schwerpunkt Jüdische Studien). Hier wie dort waren es die Treffen der feministischen Lese- und Arbeitsgruppen und Seminare, die mir am meisten Freude an der Theologie bereiteten und aus denen spannende Bekanntschaften und gute Freundschaften wuchsen. Die FAMA war stets eine treue Begleiterin auf meinem Weg, auch als er mich nach dem Studium ins Vikariat (04/05) führte. Nun freue ich mich, neben meinen Arbeiten an einer Dissertation, in einem Brief-Editionsprojekt und in Pfarrstellvertretungen selber Begleite-

rin und Mitgestalterin dieser literarischen Freundin zu sein.

Esther Kobel

Zugegeben habe ich zuerst die «Schlangenbrut» kennen gelernt, und dies kurz nach Studienbeginn im fränkischen Neuendettelsau. Die FAMA kam erst später dazu. Weil Theologie studieren für mich auch heisst, unterschiedlichen Menschen und Orten zu begegnen, wechselte ich nach Heidelberg, Zürich und Frankfurt, ehe ich in München mein Vikariat absolvierte und ordiniert wurde. Seit 2001 lebe ich in Zürich. Hier bin ich zunächst in einer Dissertation der sog. Kultprostitution in der Hebräischen Bibel nachgegangen (und zum Schluss gekommen, dass es sich bei dieser auch für das Alte Testament um einen Forschungsmythos handelt). Seit drei Jahren darf ich als Filmbeauftragte der Reformierten Medien hauptberuflich ins Kino gehen und mich mit Filmen und ihrer Bedeutung für unsere Zeit auseinandersetzen. Auf die anregende Ergänzung, durch die Mitarbeit in der FAMA-Redaktion am geschriebenen und feministischen Wort mitzugestalten, freue ich mich.

Christine Stark

P.S.

REDAKTORIN GESUCHT!

Zur Ergänzung unseres Teams suchen wir eine katholische oder christkatholische Theologin, bzw. theologisch Interessierte, die Lust hat, in der FAMA-Redaktion mitzuarbeiten.

Interessierte Frauen melden sich bitte bei Jacqueline Sonogo Mettner (email: j.sonogo@bluewin.ch).

BUCHBESPRECHUNGEN

Claudia Bandixen, Silvia Pfeiffer, Frank Worbs (Hg.), Wenn Frauen Kirchen leiten. Neuer Trend in den reformierten Kirchen der Schweiz, TVZ Theologischer Verlag, Zürich 2006.

Zwölf der 26 reformierten Kantonalkirchen der Schweiz wurden zwischen 1980 und 2006 von Frauen geleitet. Aktuell stehen derer zehn unter weiblicher Führung. «Diese Bilanz» so schreibt Micheline Calmy-Rey im Geleitwort «ist bemerkenswert – und sie soll bemerkt werden – weil sie in verschiedener Hinsicht quer zur Strömung liegt.» Der vorliegende Band trägt seinen Teil dazu bei. In zwölf Portraits wird der Werdegang von allen aktiven und ehemaligen Kirchen- und Synodalarbeitspräsidentinnen nachgezeichnet: Prägungen der Jugendzeit, der Aufstieg durch verschiedene Ämter bis an die Spitze der Kantonalkirche, Erfahrungen als Führungspersonen sowie aktuelle Visionen und Hoffnungen.

Die zwölf Einblicke werden von sieben theoretischen Artikeln gerahmt. Zu Beginn des Buches erklärt Claudia Bandixen wie die erste Tagung Schweizer Kirchenpräsidentinnen im Jahr 2005 den Ausschlag zu vorliegendem Buch gegeben hat. Unter dem Titel «Selbstbewusst, gläubig, engagiert» bietet anschliessend Judith Stofer einen historischen Überblick über die Positionen von Frauen in den reformierten Kirchen. Die vier das Buch beschliessenden Beiträge von Hella Hoppe/Anne Walder, Doris Brodbeck, Luzia Sutter Rehmann, Ina Praetorius und Sabine Scheuter weiten die Perspektive einerseits mit einem Blick auf globale Ent-

wicklungen, andererseits indem sie nach dem Zusammenhang von Spiritualität und Kirchenleitung fragen.

«Wenn Frauen Kirchen leiten» ist ein hoffnungsvolles Buch, das eine Tatsache bemerkbar macht, die leider immer noch nicht selbstverständlich ist.

Moni Egger

Monika Egger, Livia Meier, Katja Wißmiller (Hg.) WoMan in Church. Kirche und Amt im Kontext der Geschlechterfrage. Reihe: Theologische Frauenforschung in Europa, Bd. 20, 2006, 152 S., 19.90 EUR, br., ISBN 3-8258-9220-4.

Ein schmales Bändchen mit einem breiten feministisch theologischen Horizont: Sieben Vorlesungen, die zum Nachdenken anregen. Die Texte zeigen aus verschiedenen Blickwinkeln die festgefahrenen Wege auf und regen an, neue und kreative Antworten zu suchen – weg von einem auf Zweigeschlechtlichkeit reduzierten Gottesbild hin zu einer Weggemeinschaft Gleichgestellter, wo das biologische Geschlecht zwar wohlthuend belebt, aber nicht ausgrenzt. Die Genderfrage wird aufgerollt von den philosophisch-religionspädagogischen über die exegetischen und dogmatischen bis hin zu den geschichtlichen und juristischen Aspekten. Ob sich ein Paradigmenwechsel ankündigt? Das Buch regt zum konstruktiven Träumen an. Dass dies möglich wurde, dafür sei der AGF – Arbeitsgruppe FÜR herzlich gedankt. Sie hat sich mit Feuereifer an die Realisierung der dem Buch zugrunde liegenden Ringvorlesung gemacht.

Marianne Egger

Ursula Brunner, Lini Culetto, Helga Habicht (Hg.), Friedfertig und widerständig. Frauen für den Frieden Schweiz, Huber, Frauenfeld 2006.

25 Jahre Frauen für den Frieden – das ist der Anlass zu einem reichhaltigen Rückblick. Sieben engagierte Schweizer Friedensfrauen haben das 300seitige Buch in Wort und Bild komponiert: Ursula Brunner, Lini Culetto, Helga Habicht, Agnes Hohl, Helen Müller-Berger, Johanna Müller-von der Mühl und Marie-Luise Stoll-Baur. Es sind Mut- und Hoffnungsgeschichten entstanden, die zu lesen und wieder zu entdecken einfach gut tut. Das fotoreiche Buch mit einem wichtigen kleinen Anhang (Synopsis der friedens- und frauenrelevanten Ereignisse und Daten – Welt, Schweiz, Frauen für den Frieden – sowie ein Namensregister) ist ein Zeugnis der Frauen- und Friedensgeschichte in der Schweiz und gehört als «Hoffnungsreservoir» in jedes feministische Bücherregal.

Monika Hungerbühler

Luzia Sutter Rehmann, Ursula Rapp, Ulrike Metternich (Hg.), Zum Leuchten bringen. Biblische Texte vom Glück, Gütersloh 2006.

Wann kann man schon sagen, dass einem die Lektüre eines Buchs verändert hat? Bei diesem Buch ist mir das passiert. Als ich die Wallfahrtskirche Hergiswald in der Nähe von Luzern kürzlich besucht habe, habe ich das Gold, das über der Geburtsszene der Maria liegt, als Glanz des Glücks gesehen, das Anna und die Hebammen nach der Geburts-Arbeit empfunden haben müssen.

Die Autorinnen Luise Schottroff, Luzia

Sutter Rehmann, Ulrike Metternich, Ursula Rapp und Nancy Cardoso Pereira schenken mit ihren Texten neue Augen, lassen anders sehen. Ich habe beim Lesen wahrgenommen, dass sich biblische Geschichten und überhaupt die ganze Welt neu lesen lassen – ohne das Leid, das Schwere ausser Acht zu lassen: Da sind die Spuren des so genannten «Glückelchens», da sind Hanna und Sara, denen man neu begegnet, da sind die Seligpreisungen – neu betrachtet, es gibt Glückstückchen zu degustieren, und es gilt, sich dem Glanz und der Wucht des Glücks zu stellen. Ausserdem lernt man zwei eindrückliche Frauen der Gegenwart kennen und ist eingeladen, über das Glück in schwierigen Zeiten nachzudenken wie über die Schwere der Gnade. Die zwischen die Beiträge eingestreuten Gedichte und meditativen Kurztexte sind wie kleine und grosse Türen ins Licht. Das gut 200seitige, rote Buch mit einem Bild des Sonnenglanzes ist ein Geschenk; auch zum Weiterschicken.

Monika Hungerbühler

Luise Schottroff, Die Gleichnisse Jesu, Gütersloh 2005

Kennen Sie das Gleichnis von den bösen Weingärtnern? Jüdische Winzer ermorden die Knechte sowie den einzigen Sohn eines Weinbergbesitzers und werden daraufhin selbst umgebracht. Dem christlichen Anti-Judaismus gelang es, einen Sinn in diesem Gleichnis zu finden, indem er Gott mit dem Weinbergbesitzer und die bösen Winzer mit den Juden gleichsetzte. Wie können wir das Gleichnis verstehen, ohne diese unheilvolle Deutung fortzuführen? Luise Schottroff ist nicht die erste, die diese Frage stellt. Aber möglicherweise ist sie die erste, die eine überzeugende Antwort liefert. In ihrem neuen Buch über die Gleichnisse Jesu erklärt sie, warum wir endlich aufhören sollten, nach Ähnlichkeiten zwischen den Gewalttaten der Gleichnisse und dem Reich Gottes zu suchen. Viele der Gleichnisse Jesu, zeigt sie, wurden erzählt, um ungerechte soziale Verhältnisse anzuprangern. Das Gleichnis von den bösen Winzern beispielsweise wollte gegen eines der dringlichsten sozialen Probleme der damaligen Zeit Einspruch erheben, nämlich gegen die Ausbeutung jüdischer Bauern durch fremde Grossgrundbesitzer. Schottroffs Buch ist ein eindringliches Plädoyer für die Bedeutung sozialgeschichtlicher Analyse. Am

Ende fragt sich die Leserin, wie sie jemals denken konnte, dass Gott wie ein reicher Mann ist, der seinen Knecht in ein dunkles Verlies werfen lässt; oder wie ein Bräutigam, der einer Gruppe Mädchen die Tür vor der Nase zuknallt; oder wie ein Weinbergbesitzer, der verzweifelten Winzern den Garaus macht.

Tania Oldenhage

Li Hangartner und Brigitte Vielhaus, Segnen und gesegnet werden, Klens 2006

Dieses Buch spricht Laien wie Fachleute an. Sie geben der Sehnsucht nach Segen Raum. Das steckt an. Mit ihrer Hilfe habe ich eine Tür in meinem Innern aufgestossen und dahinter meine Sehnsucht nach gesegnetem Leben entdeckt. Ein Segen ist ein Segen! schreibt Dorothea Greiner. Der Satz ist nicht banal. Der Wunsch, dass alle Wünsche in Erfüllung gehen mögen, ist kein Segen. Und doch hofft der Segen auch auf Erfüllung. Doch lesen Sie selbst die verschiedenen theologischen Beiträge und erleben Sie, wie hilfreich Theologie sein kann.

Gibt es unter den vielen Segen und Segensgebeten einen, der Ihnen nicht nur auf der Haut kribbelt, sondern unter die Haut geht? Etliche Vorschläge sind barock konstruiert. «Guter» Gott, «lebendiger» Gott, «lebensspendender, lebensschaffender» Gott, etc. Es gibt ja keinen bösen, toten, lebenswidrigen Gott, oder doch? Ohne diese Modewörter könnte ich viel besser hinhören. Die Sprache braucht eine Schlankheitskur, damit sie durchs Ohr ins Herz treten kann und nicht aufgebläht vor dem Ohr stehen bleibt! Li Hangartner schreibt auf Seite 62: «Gott oder Eigenschaften Gottes werden herbeigeredet in einer Aneinanderreihung von Bildern, die die Kernaussage des Gebets bild- und wortreich zukleistern.» Da kann ich zustimmen. Es gibt gleichwohl Segensperlen unter den Beispielen.

Fazit: Dieses Buch ist wertvoll, es wird hoffentlich vielen Mut machen, mit dem Segen einen durchdachten, vertrauten und auch fröhlichen Umgang zu finden.

Marianne Reifers

NEUERSCHEINUNG

Renate Metzger-Breitenfellner, Jutta Vogel, Das Leben kann nicht warten. Junge Frauen in Srebrenica, Neun Portraits, Rex Verlag, Luzern 2006.

WIR GRATULIEREN!

Das FAMA-Team freut sich ausserordentlich über die im Herbst erschienene Bibel-in-gerechter-Sprache und gratuliert allen, die daran mitgearbeitet haben. Wir wünschen der neuen Bibelübersetzung ein langes, bewegtes und bewegendes Leben!

HINWEISE

MARGA BÜHRIG ANERKENNUNGSPREIS – AUSSCHREIBUNG

Im September 2007 wird zum vierten Mal im Rahmen der Schweizer Frauensynode der Marga-Bührig-Anerkennungspreis verliehen. Der Preis würdigt langjähriges und beharrliches Engagement für feministische Theologie, deren Erarbeitung und Vermittlung.

Dazu gehört, dass:

- die Arbeit feministisch-theologisch akzentuiert ist,
- auch unabhängig von institutioneller Abstützung innovativ und kontinuierlich an Kernthemen feministischer Theologie theoretisch und praktisch gearbeitet wird,
- aktuelle gesellschaftspolitische Fragen miteinbezogen werden,
- die Preisträgerin andere Frauen in ihre Arbeit einbezieht und fördert.

Der Preis ist mit Fr. 5'000.– dotiert. Die bisherigen Preisträgerinnen sind: Dr. Brigit Keller; FAMA (feministisch theologische Zeitschrift); Dr. Reinhild Trautler.

Vorschläge möglicher Preisträgerinnen (Einzelpersonen, Gruppen, Projekte) mit Vorstellung der Person/des Projekts und Begründung des Vorschlages sind bis am 28. April zu senden an:

Marga-Bührig-Anerkennungspreis, c/o Claudia Jaun, Rankhofstrasse 18, 6006 Luzern, Telefon 041 240 29 18, e-mail: c.jaun@bluewin.ch

Die Preisverleihung findet am Samstag, 22. September 2007 in Luzern im Rahmen der Schweizer Frauensynode statt.

IG FEMINISTISCHE THEOLOGINNEN

Die Vollversammlung findet am 12. März 2007, 9.30-12.00, in Basel (Mission 21) statt. Am Nachmittag spricht Patricia Sheerattan-Bisnauth zum Thema «Gender, Race and Empire. Feminist Theology in the 21st Century». Der Vortrag ist öffentlich.

Weitere Informationen unter: www.theologinnen.ch/ig

IMPRESSUM

HERAUSGEBER:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

REDAKTIONSTEAM:

Moni Egger, Luzern
Esther Kobel, Basel
Tania Oldenhage, Glattbrugg
Susanne Schneeberger Geisler, Bern
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur
Christine Stark, Zürich
Ursula Vock, Möriken

ADMINISTRATIONS- UND REDAKTIONSADRESSE:

Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

LAYOUT:

Claudia Wälchli, MediaDesign, Bern

DRUCK:

Gegen-Druck, Luzern

ABONNEMENT:

Normalabo: Fr. 26.–
GönnerInnenabo Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 29.–/Euro 19.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 7.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

FAMA 1/07

EDITORIAL Jacqueline Sonogo Mettner	2
BRENNENDE WORTE Moni Egger	3
FEMINISMUS IN ZEITEN DER EMANZIPATION Antje Schrupp	5
VOM GROSSEN FEUER UND VON KLEINEN FLAMMEN Tania Oldenhage Eine feministisch-theologische Standortbestimmung	7
SORGSAM, NICHT ZIMPERLICH Jacqueline Sonogo Mettner Ein Gespräch mit Rosmarie Welter-Enderlin Zum Burnout bei Frauen und Männern	10
OEL LÄSST SICH NICHT TEILEN Karin Klemm Das Gleichnis von den zehn jungen Frauen, Mt 25,1–12	13
KIRCHE GESTALTEN HEISST KIRCHE LEITEN Silvia Pfeiffer	14
AUF DASS DAS FEUER NICHT VERLÖSCHT Esther Gisler Orte des Burn out	16
DAS NEUE FAMA-TEAM	17
LITERATUR UND FORUM	18

BILDNACHWEIS

Alle Bilder stammen von Katja Wißmiller, Luzern

IN EIGENER SACHE

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Das Thema der nächsten Nummer: **Männer**

MITARBEITERINNEN DIESER NUMMER

Moni Egger, Schachenstrasse 32, 6010 Kriens
Esther Gisler, Säntisstrasse 3, 8305 Dietlikon
Karin Klemm, Sommerhaldenstrasse 17, 5405 Dättwil
Tania Oldenhage, Bettackerstrasse 18, 8152 Glattbrugg
Silvia Pfeiffer, Buchthalerstrasse 128, 8203 Schaffhausen
Antje Schrupp, Alfred-Brehm-Platz 19, D-60316 Frankfurt
Jacqueline Sonogo Mettner, Kirchweg 3, 8124 Maur
Rosmarie Welter-Enderlin, Dorfstrasse 94, 8706 Meilen

Retours:
Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

AZB 9247 HENAU